

DENK-FABRIK

Ein Lichtblick, der keiner ist

In den letzten Wochen erschienen erschütternde Berichte zum Ausmaß der Kinderarmut in Deutschland. Zwischendurch gab es plötzlich einen Lichtblick. Die Europäische Kommission zeigt in ihrem internationalen Vergleich von Kinderarmut in Ländern der EU („Child Poverty and Well-Being in the EU“), in welchem Umfang das Bildungsniveau der Eltern auf die Kinder übertragen wird. Entgegen allen Erwartungen ist Deutschland das Land mit der höchsten Chancengleichheit: Kinder, deren Väter ein niedriges Bildungsniveau haben, erreichen in Deutschland mit einer Wahrscheinlichkeit von 28 Prozent eine hohe Bildung; der EU-Durchschnitt liegt bei 18 Prozent. Kinder von Vätern mit hoher Bildung haben eine Wahrscheinlichkeit von 58 Prozent, dieses Niveau auch zu erreichen (EU-Schnitt: 63 Prozent). Das belegt zwar keine optimale Durchlässigkeit, aber insgesamt erscheint das besser, als wir aufgrund bisheriger EU-Vergleiche dachten.

JUTTA ALLMENDINGER

Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung, schreibt über Sozialwissenschaften.



Treibstoff für die industrielle Revolution: Ignace François Bonhomme malte 1860 das Steinkohlenbergwerk und die Tongruben von Montchanin in Burgund.

Aus dem nicht mehr Vollen schöpfen

Geisteswissenschaftler debattieren über begrenzte Rohstoffe, Verteilungsgerechtigkeit und die Chance auf Nachhaltigkeit

CORNELIA REICHERT | DÜSSELDORF

Wer denkt schon ans Öl, wenn er eine Plastiktüte trägt? Und wem kommt Kohle in den Sinn, wenn er den CD-Spieler an die Steckdose anschließt? Im Alltag ist uns das Vorhandensein der Rohstoffe so selbstverständlich, dass wir uns nicht bewusst sind, dass sie die Grundlage jeder Kultur sind.

„Ganze Epochen wurden nach Stein, Kupfer oder Bronze benannt. Auf Silber und Gold wurden Wirtschaftsimperien gegründet. Und Kolumbus hätte Amerika nicht entdeckt ohne den Rohstoffhunger Spaniens: Jedes seiner Schiffe hatte mindestens zwei Rohstoffsucher an Bord“, sagte Rainer Slotta, Direktor des Deutschen Bergbaumuseums auf einer Podiumsdiskussion im Rahmen der Reihe „Geisteswissenschaft im Dialog“ der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften in Bonn.

Auf dem schnellen Weg in die Moderne schöpften die Industrienationen aus dem Vollen. Die Erde war noch weitgehend unentdeckt und ihre Ressourcen schienen unbegrenzt. Heute erkennen nicht nur Astronauten, die von außen auf die Erde blicken, dass sie ein begrenzter Planet ist und die Stoffe, aus denen sie besteht, endlich sind. „Nachhaltigkeit“ ist aus dieser Erkenntnis heraus zu einer Lieblingsvokabel für Politikern geworden.

1713 schon entwickelte der Oberberghauptmann und Förster Hans Carl von Carlowitz ein forstwirtschaftliches Konzept, das er „nachhaltig“ nannte. Wie kam er dazu, dieses Werk mit dem umständlichen Titel „Sylvicultura oeconomica, oder die hauswirthliche Nachricht und Naturmäßige Anweisung zur wilden Baum-Zucht“ zu schreiben? Im Kohlebergbau und in den Silberminen

Hans Carl von Carlowitz – der Erfinder der Nachhaltigkeit

Ursprung

Das Konzept der Nachhaltigkeit bedeutet in seinem Kern die schonende Nutzung der Produkte eines regenerierbaren natürlichen Systems in einer Art und Weise, dass dieses im Wesentlichen erhalten bleibt und sein Bestand natürlich nachwachsen kann. Die Idee ist fast 300 Jahre alt und wurde erstmals von Hans Carl von Carlowitz (1645-1714) formuliert, dem Vater der Forstwirtschaftslehre: Er forderte in seinem Werk „Sylvicultura



„oeconomica“ (1713) eine „nachhaltende Nutzung“ der Wälder, „weil es eine unentbehrliche Sache ist, ohne welche das Land ...

nicht sein mag“. Carlowitz war als Oberberghauptmann am kursächsischen Hof in Freiberg nicht nur für den gesamten Bergbau im Kurfürstentum Sachsen zuständig, sondern auch für die Forstwirtschaft als Zulieferer der Stützbalken und Verschalungen. Das Wissen um die Bewirtschaftung der Wälder war im Dreißigjährigen Krieg verlorengegangen.

Phrase

„Nachhaltigkeit“ ist ein Modewort in Politik, Verwaltung und Wirtschaft. Ob Schulunterricht, Immobilien, Stadtverkehr, Personalentwicklung, fast alles kann und soll nachhaltig sein. Vermutlich versuchen die Strategen der Öffentlichkeitsarbeit dadurch, einem weitverbreiteten und tiefzitzenden Bedürfnis des modernen Menschen nach Dauerhaftigkeit in einer sich immer schneller verändernden Welt zu entsprechen. Der Begriff selbst ist durch die Beliebtheit seiner Verwendung zur Phrase geworden.

Sachsens fehlte damals plötzlich das Holz, um die Stollen abzustützen. Wenn ein Gemeinwesen langfristig prosperieren soll, so muss es seine Wälder schonen, empfahl Carlowitz schon seinen Zeitgenossen im 18. Jahrhundert (siehe Kasten).

Das generelle Bewusstsein für einen schonenden Umgang mit allen Rohstoffen hat sich gleichwohl erst in jüngerer Zeit verstärkt etabliert. „Man ist immer wieder umhine gekommen, mit einer begrenzten Ressource umgehen zu müssen. Es wurde immer eine neue gefunden. Jetzt sind wir in einem Zeitalter, in dem wir merken: Jede Ressource ist endlich“, sagt die Philosophin und Biologin Nicole Karafyllis von der Universität Stuttgart.

Knappeit ist in den ökonomischen Akteuren eher ein Gefühl als eine exakt feststellbare Tatsache. Das Problem sei auch „die Art, wie der Mensch auf das Knappheitssignal reagiert. Selbst Wirtschaftsunter-

interessierte spekulieren plötzlich an der Börse. Der Bedarf schnell künstlich hoch“, so Raimund Bleischwitz vom Wuppertaler Institut für Klima, Umwelt und Energie. Die Gewinnung von Rohstoffen dient längst nicht mehr der Herstellung unbedingt notwendiger Lebensgrundlagen und Hilfsmittel wie Werkzeuge. Es sind historisch betrachtet sehr junge Annehmlichkeiten des modernen Alltags wie Autos oder Elektrizität, die den größten Teil der Bodenschätze verschlingen. „Eine Ressource ist das, was man gebrauchen kann“, sagt Nicole Karafyllis. „Das heißt aber nicht, dass der Mensch es wirklich braucht. Wir müssen umdenken und überlegen: Was macht eigentlich unsere Lebensqualität aus? Und wer gibt eigentlich die Orientierung vor, wer legt fest, was genau Lebensqualität ist?“

In der westlichen Welt der Gegenwart verstehen die meisten Menschen darunter die Freiheit, ihr Le-

ben nach eigenen Wünschen gestalten zu können. Hieran orientieren sich das Konsumverhalten und der Energiebedarf. Wer Ressourcen nutzen kann, genießt Freiheiten.

Doch wem stehen sie zu? Allen Menschen in gleicher Weise? Denen, die auf ihnen sitzen? Oder denen, die das Wissen und die Mittel haben, sie abzubauen? Wer über Ressourcen spricht, muss auch nach der Gerechtigkeit fragen. In der Natur ist alles ungleich verteilt, erst recht Bodenschätze.

Die Gerechtigkeit von British Petroleum (vor 1954 „Anglo-Iranian Oil Company“) steht gegen die Gerechtigkeit des iranischen Premiers Mohammad Mossadegh, der die Ölquellen des Landes verstaatlichte und daraufhin durch einen von der CIA organisierten Putsch 1953 gestürzt wurde. Das Recht des geografisch ungebundenen Kapitals steht gegen das Recht einer Nation an ihrem Boden.

Sollte der Zugang zu Rohstoffen ausschließlich eine Frage der technischen und finanziellen Kapazitäten sein, dann ist die Preisbildung am freien Markt das einzige und sicher ein wirksames Mittel, den Verbrauch zu drosseln. Die Teuerung zwingt zur Sparsamkeit. Doch unterhalb eines gewissen Wohlstandsniveaus gehen dann viele vermutlich ganz leer aus. Das widerstrebt dem Gerechtigkeitsempfinden auch der reichen Nationen.

Ein Gegenkonzept zur schlichten Preiserhöhung ist ein politisches: Die Staaten müssen lenken. Eine politische Planbehörde, eine Art Weltgerechtigkeitsagentur, müsste entscheiden, welche Güter in welcher Menge zu produzieren und zu verteilen sind. Also Rohstoffplanwirtschaft im Weltmaßstab. Die Uno-Klima- und Artenschutzkonferenzen gehen schon in diese Richtung. In absoluter Konsequenz ist ein solches System aber wahrscheinlich zum Scheitern verurteilt. Die Geschichte zeigt: Befiehlt der Staat das wirtschaftliche Verhalten, lehnt sich die Bevölkerung dagegen auf.

Der nachhaltige Umgang mit Rohstoffen beginnt woanders, glaubt Nicole Karafyllis: Bewusst spart, wer gebildet ist. „Wo Bildung wohnt, achten die Menschen sehr darauf, Papier, Hausmüll und Bioabfälle in verschiedene Tonnen zu entsorgen, und geben womöglich auch Arzneien und Batterien in den Sondermüll. Wo man nicht weiß, was Nachhaltigkeit heißt, landet alles in einer Tonne.“

Entscheidend seien vor allem die Frauen, denn sie „bauen Pflanzen an, sie ernten, kaufen ein und kochen. Sie sind die Ersten, die den Umweltgedanken umsetzen. Und noch immer sind vordringlich sie es, die die Kinder erziehen und so die kommende Gesellschaft prägen.“

Graffiti in der feminisierten Gesellschaft

FERDINAND KNAUSS | DÜSSELDORF

Graffiti-Schmierereien stammen in den allermeisten Fällen von Jungs. Die Verbreitung dieser jungmännlichen Protestkunst sieht der Soziologe Friedrich Pohlmann von der Universität Freiburg auch beispielhaft als Indiz der „Feminisierung unserer Gesellschaft“, die er in einem gleichnamigen Beitrag in der Zeitschrift „Merkur“ diagnostiziert.

In einer „typisierenden Zuspitzung“ schildert er einen 16-jährigen Jungen aus dem Bildungsmilieu, der väterlos in der Obhut seiner Mutter aufwächst. Da es die in vormodernen und nichtwestlichen Gesellschaften üblichen Riten des Herinwachsenden der Jungen in Männerrollen – dazu gehörte meist die Trennung von der Mutter – nicht mehr gibt, ist der Junge „für die Ausbildung seiner Männlichkeit weitgehend auf sich selbst zurückgeworfen“. Die heutigen „diffus gewordenen Geschlechterrollen erzeugen Unsicherheit beim Heranwachsenden“ und eine lange Phase des Herumexperimentierens und der Protestattitüde. Besonders kompliziert sei das für die Söhne von alleinerziehenden Müttern mit Bildungshintergrund. In dem sie „Liberalität“ und „Toleranz“ verkündeten, verfestigt die typisierte Mutter die „Wursthüllen des maßstablosen Gewährlassens“ und ermuntert ihren Jungen untergründig zu „pubertären Aktivitäten“, wie eben Graffiti-Schmierereien.

Unter Verweiblichung versteht Pohlmann nicht nur die Veränderung der öffentlichen und privaten Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern, sondern auch einen Wandel der Wertorientierung, Mentalitäten und Verhaltensstile. Diese, so Pohlmann, hätten sich „feminisiert“: Ursprünglich „familiäre Ethosformeln und private Intimstile“ verfestigen sich in Medien, Bildungssystem und politischer Ideologie.

Pohlmann greift auf Arnold Gehlen (1904-1976) zurück, den intellektuellen Gegenspieler der 1968er-Bewegung, der zwei Typen politischer Moral unterscheidet: Im ersten dominieren Gleichheitsprinzipien und universalistische Werte, im zweiten werden Differenzen zwischen der eigenen Gruppe und den anderen beachtet. Im ersten sieht Gehlen (und mit ihm Pohlmann) einen „unübersehbar femininen Einschlag“, da er seinen Ursprung in einem verallgemeinerten Familienethos habe. Der zweite Typus war früher mit der Sphäre des Politischen verbunden, die bis vor einigen Jahrzehnten eine fast ausschließlich männliche Domäne war.

Beide Typen bringen, falls verabsolutiert, Gefahren mit sich: Einerseits einen aggressiven Nationalismus, andererseits den von Gehlen diagnostizierten „Humanitarismus“: überdehnte Toleranzforderungen, bedingungsloser Pazifismus, Verwandlung kultureller Selbstkritik zu Indifferenz und Abwertung der eigenen Kultur.

UNSERE THEMEN
MO ÖKONOMIE
DI ESSAY
MI GEISTESWISSENSCHAFTEN
DO NATURWISSENSCHAFTEN
FR LITERATUR

Gutes tun allein reicht nicht mehr

Der Philosoph Guido Palazzo hat den Max-Weber-Preis für Wirtschaftsethik erhalten. Er fordert Manager und Unternehmer auf, die Verantwortung für Probleme nicht auf den Staat abzuwälzen.

MARTIN ROOS | BERLIN

Der Ruf des Berufsstandes der Manager ist dahin: zu hohe Gehälter, Lustreisen auf Firmenkosten, Schmiergeldzahlungen, Mitarbeiterüberwachung, Lauschangriff auf Journalisten, Bilanzmanipulation, Insidergeschäfte, Millionenabfindung, Steuerbetrug. Kein Wunder, dass der Antikapitalistengesang anschwillt wie lange nicht mehr. Jemand, der Profit macht, gilt schon fast als kriminell.

Natürlich übertreiben viele Kritiker. Die überwiegende Mehrheit der Unternehmer und Manager sind keine Schweine. Moralisches Handeln nun per Gesetz zu verordnen heißt wohl, nur noch mehr Sand ins Getriebe zu streuen. Wer alles regelt, bewirkt Bürokratismus.

Guido Palazzo, Professor für Unternehmensethik an der Universität Lausanne, denkt pragmatisch: „Un-

ternehmerisch-ethisches Handeln muss in die gesamte Wertschöpfungskette eines Konzerns eingebunden sein“, sagt er. „Unternehmensverantwortung heißt nicht mehr allein, Gutes zu tun. Dieses Engagement reicht nicht für die unternehmerischen Herausforderungen der Zukunft“, fügt Palazzo hinzu. Der deutsche Philosoph und Betriebswirt hat in der vergangenen Woche in Berlin in Gegenwart von Bundespräsident Horst Köhler für seine herausragenden Arbeiten zum Thema „Corporate Social Responsibility“ (CSR) den jährlich verliehenen Max-Weber-Preis für Wirtschaftsethik erhalten.

„Für was ist eigentlich ein Unternehmen verantwortlich?“ fragt Palazzo stets seine Zuhörer. Im Kontext der stabilen Industriegesellschaft war das Unternehmen mehr oder weniger verantwortlich für das, was es tat. „Anfang der 1990er-Jahre änderte

sich das. Unternehmen wie Nike gerieten unter Druck, weil sich die Menschenrechtsverletzungen in nach Asien ausgelagerten Produktionsstätten häuften. Es wurde Standard, dass Unternehmen ihre Zulieferer in das eigene Verantwortungsmanagement mit einschließen“, erklärt Palazzo.

Die Aufgabe der Unternehmen sei, aus den gesellschaftlichen Veränderungen die richtigen Schlussfolgerungen zu ziehen „und sinnvolle Handlungsweisen daraus abzuleiten“, meint der Professor. Drei Punkte seien zu beachten: 1. Der Fokus von CSR drehe sich von der reinen Betrachtung „guter Taten“ zu der Analyse schlechter Nebenfolgen. 2. Selbstregulierung funktioniere nur dort, wo glaubwürdige Kontrollen durch unabhängige Dritte mit hoher Transparenz kombiniert würden. Und 3.: Der Verantwortungsbegriff dehne sich entlang unternehmeri-



Blumen für den Professor: Guido Palazzo, Unternehmensethiker an der Universität Lausanne, bei der Entgegennahme des Max-Weber-Preises.

scher Wertschöpfungsketten aus.

Eine Ansicht, die auch Thomas Maak von der Universität St. Gallen vertritt: „Unternehmensintegrität beginnt nicht erst dann, wenn die Produkte auf das Firmengelände gelangen, sondern im Herkunftsland. Nur ein integratives Wertschöpfungsverständnis kann sicherstellen, dass keine Lücken entstehen“, sagt Maak. Mit Peter Ulrich hat er als Forschungsdirektor am St. Gallener Institut für Wirtschaftsethik in diesem Jahr für das sehr praxisnahe Buch „Integre Unternehmensführung“ (Schäffer-Poeschel Verlag, Stuttgart 2007, 532 Seiten) den Max-Weber-Preis in der Kategorie Lehrbuch erhalten. Es richtet sich nicht nur an Studenten, sondern auch an Führungskräfte in der Wirtschaft.

Dass jedoch Unternehmen in den nächsten Jahren akribisch Ethikbücher wälzen werden, um ihre Unter-

nnehmensstrategie zu verbessern, ist kaum anzunehmen. Dennoch sieht Palazzo für internationale Konzerne die zentrale Herausforderung im „primum non nocere“, zu Deutsch: zuerst einmal nicht schaden. „Es geht nicht um Schuld, sondern um Lösungen. Es geht auch nicht darum, einen Kontrast aufzubauen zwischen den bösen, geldgierigen Managern und den guten, heroischen NGO-Aktivisten.“ Palazzo wünscht sich, dass Unternehmenlenker die systemischen Zusammenhänge zwischen den eigenen Entscheidungen und sozialen und ökologischen Problemen begreifen und ihren Teil zur Lösung beitragen. „Es geht darum, zu begreifen, dass die Zuweisung der Verantwortung an den Staat in globalen Wertschöpfungsprozessen nicht mehr funktioniert. Es geht darum, dass Gesetzestreuere nicht dasselbe ist wie Unternehmensverantwortung.“